

TOBIAS L. KIENLIN (Hrsg.), **Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur.** Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, 3.– 5. April 2003. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, Band 127. Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2005. € 86,-. ISBN 3-7749-3317-0. 453 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

„Dinge sind Zeichen, da sie bei ihrer Verwendung und Wahrnehmung Sinn erlangen und eine spezifische, non-verbale Kommunikation ermöglichen“ (S. 1) – darauf fokussiert das voluminöse, von T. L. Kienlin herausgegebene Buch, das auf eine Tagung in Frankfurt / M. im Jahre 2003 zurückgeht. Über 30 Beiträge beleuchten symbolische und kommunikative Aspekte von Sachgut, aber auch von Gräbern, Ornamenten u. ä. Dabei geht es nicht nur darum, das archäologisch-kulturgeschichtliche Interesse stärker als bisher auf die Symbolkraft der Dinge zu lenken, sondern auch methodische Ansätze und Beispiele beizubringen, wie man ihre Botschaften heute entschlüsseln kann. Zu diesem Zwecke wurde die Konferenz interdisziplinär angelegt: Neben Vertretern der Ur- und Frühgeschichte kamen klassische Archäologen, Ethnologen, Volkskundler, Soziologen, Germanisten und Kulturwissenschaftler zu Wort. Deren Beiträge konnten weitgehend in den Band integriert werden. Das Ergebnis ist eine Aufsatzsammlung von großer Vielfalt, deren Reiz in der beachtlichen Bandbreite sozial- und geisteswissenschaftlicher Perspektiven, Methoden und Fallbeispiele liegt.

Von den vielen interessanten, in drei Themenblöcke gegliederten Aufsätzen können hier nur einige näher gewürdigt werden. Nach der Einführung folgen zunächst grundsätzliche Beiträge aus der Sicht verschiedener Wissenschaften. T. Kienlin möchte am Beispiel von Steinäxten aus den Mittelgebirgen zeigen, wie sehr die heutige Wahrnehmung von Landschaft – etwa von Bergen und Wäldern als fremd und bedrohlich – Ergebnis einer bestimmten Sinnkonstruktion ist, die auch die auf ihr basierenden, spezifischen Deutungen der Archäologen relativiert. Da die Mittelgebirge als Peripherzonen der neolithischen Siedlungslandschaft gelten, wurden diese Funde u. a. von S. Winghamt als rituell motivierte Deponierungen in Einöden angesehen. Kienlin verbindet sie eher mit saisonalen Siedlungsnutzungen. Er äußert die Vermutung, Winghamts Wahrnehmung der Landschaft sei durch W. Hauffs Beschreibungen des Schwarzwaldes im Märchen vom „Kalten Herz“ beeinflusst bzw. speise sich aus denselben Quellen romantischer Naturbetrachtung. In einem weiten Bogen, der sich bis zur „deutschen“ Eiche als „identitätsstiftendem Symbol einer [...] politisch rückständigen Nation“ ausdehnt, wird gezeigt, wie die wilde Natur bzw. die Wildnis eine „kulturelle Konstruktion“ sei (S. 92 f.). War also die Waldmystik eine kulturelle Erfindung der Romantik, so bleibt offen, wie denn nun der urgeschichtliche Mensch seine Welt interpretierte. Hat er eine unbekannte, bewaldete und unwegsame Gegend voller wilder Tiere, die die Mittelgebirge trotz etwaiger dünner Besiedlung gewesen sein werden, nicht doch auch als fremd und bedrohlich wahrgenommen?

U. Veit erörtert frühlatènezeitliche Prunkgräber, die er zusammen mit den damit verbundenen Inszenierungen als „Wiedergebrauchstexte“ und „Erinnerungshilfen“ für das kulturelle Gedächtnis schriftloser Gemeinschaften deutet. H. P. Hahn geht es um eine differenziertere Betrachtung symbolischer Bedeutungen von Sachen, die nicht immer der Kommunikation mit anderen dienen (z. B. im Sinne des Habitus P. Bourdieus), sondern auch diverse subjektive Bedeutungsebenen haben. In ähnlicher Weise setzt sich G. Mentges kritisch damit auseinander, dass in der Erforschung der Kleidung deren Zeichenwert häufig absolut gesetzt wird. Das werde diesem komplexen Medium, „mit dessen Hilfe ein soziokultureller Raum für Entdeckungen, Erfahrungen, Bilder, Imaginationen, Repräsentationen und Transformationen bereit gestellt werden kann“ (S. 154), nicht gerecht.

U. Oevermann, Begründer der objektiven Hermeneutik, eines Verfahrens zur systematischen Interpretation von Texten und anderen Zeichensystemen, betrachtet in seinem Beitrag die Arbeit des

Archäologen im Lichte einer sozialwissenschaftlichen Forschungsmethode. Das ist ein anregender Versuch der Vermittlung zwischen einer „verstehenden“ Soziologie und der Archäologie, wenn auch die wechselseitige begriffliche Anschlussfähigkeit der Disziplinen noch nicht besonders entwickelt erscheint. Gerade eine „objektive“ – d. h. weniger an der psychologischen Aufdeckung individueller Sinngebungsprozesse als an der verallgemeinerbaren Bedeutung kultureller Äußerungen interessierte – Hermeneutik vermag jedenfalls dem Archäologen wichtige methodologische Anregungen zu geben: Auch er hat es ja mit „Objektivationen“ zu tun, „zu denen subjektive Äußerungen so gut wie nie vorliegen“ (S. 160). Dem Ansatz von Oevermann mit seinen Postulaten etwa der nicht-selektiven Erfassung aller Daten („Totalitätsprinzip“) oder des Verzichts auf die Mobilisierung von vorgängigem Wissen über historische und kulturelle Kontexte bei der Deutung von Einzelfunden wird der Archäologe sicher nicht unbesehen folgen. Aber er bietet die Grundlage für einen fruchtbaren Dialog. Dabei würde sich auch im Einzelnen erweisen, inwieweit die Oevermann'schen Überlegungen, etwa zur Unterscheidung der verschiedenen Realitätsebenen einer „Ausdrucksgestalt“ und entsprechend differenzierter Protokollierung, der Befunde also ebenso wie des Entdeckungsprozesses, vorhandene methodologische Regeln der Archäologie lediglich vertiefen und inwieweit sie wirklich neue Impulse versprechen.

Der zweite Hauptteil versammelt Fallbeispiele zum Zeichenwert materieller Kultur in rezenten und historischen Gemeinschaften. E. Platte untersucht an nordnigerianischen „Frauenräumen“, wie „frau“ (S. 184) mittels Objekten ethnische Identität, Alter, Mentalität und Lebensstile ausdrückt. Für das archäologische Interesse besonders wichtig sind die von Platte erwähnten Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Töpferstilen und ethnischen Gruppen, deren Resultat allerdings unklar bleibt: „Anhand unterschiedlicher Töpfertraditionen von Kanuri gegenüber Hausa“ und anderen Ethnien, so die Autorin, lasse sich „die Korrelation von Machart und ethnischer Zugehörigkeit noch relativ deutlich“ erkennen, doch bestehe „auch innerhalb einer Ethnie ein recht breiter [ersteres wieder einschränkender, F. B.] Formenkanon“ (S. 181 f.). Ähnliche Zeichenwerte wie in den nigerianischen „Frauenräumen“, bei gänzlich anderen wirtschaftlich-sozialen und kulturellen Voraussetzungen, kann A. Hauser bei ihrer Untersuchung des „Sachuniversums“ des Dorfes Kirchentellinsfurt feststellen. Dabei ist v. a. das Erben und Vererben bezeichnend, als „komplexe Kulturtechnik der Tradierung, mit der normative Ordnungen ausgedrückt und geschaffen werden“ (S. 214).

C. Carstensen betrachtet „die Rolle von Körben in der Identitätsstiftung und als Wissensträger“ bei Indianern am Columbia River, wobei es ihm nicht nur um das fertige Behältnis, sondern auch um dessen Herstellung geht. Körbe spielen für die Selbstbestimmung und Abgrenzung der Indianer von der Gesamtgesellschaft heute eine große Rolle. Da alte Vermittlungsmechanismen des Wissens um ihre Herstellungstechniken innerhalb der Familien nicht mehr funktionieren, haben Kulturinstitute die Aufrechterhaltung der Tradition übernommen. Eine ähnliche moderne Vereinnahmung traditioneller Zeichen beschreibt M. B. Suhrbier für indianische Gegenstände in Amazonien. Körbe und Hängematten sind dort beispielsweise „Schutzräume für Personen in Übergangsritualen“, der Bogen ein Element des Mannes (S. 204 f.). In Bildern indianischer Künstler werden solche Dinge als Symbole für den Anspruch indigener Völker auf ihren Lebensraum eingesetzt. „Man kann diese Bilder auch als strategische Mittel der indianischen Landrechtspolitik ansehen“ (S. 209).

B. Dölemeyer gibt einen instruktiven Überblick zur „Rechtsarchäologie“, die sich mit Orten und Dingen befasst, die in Zusammenhang mit der Rechtsgeschichte stehen: etwa Pranger, Gerichtshügel, -hütten, Richterstäbe, Amtszeichen und Eichmaße. Das Interesse gilt hier auch der Einbindung der Gerichtsorte in die Siedlungsstruktur; so spiegelt die periphere Lage der mittelalterlichen Galgenberge den „schändlichen“ Charakter der Hinrichtung durch Erhängen, während die als „ehrenhaft“ angesehene Köpfung auf den Marktplätzen stattfand. Auf die vielen archäologischen Befunde zu Hinrichtungsorten geht die Autorin allerdings nicht ein.

In seinem lesenswerten Aufsatz untersucht D. Schmidt die Aussagekraft des Abfalls, den er im Gegensatz zur materiellen Kultur als „materielle Unkultur“ apostrophiert. „Gerade das, was zu entsorgen war“, so Schmidt, wurde durch seine archäologische Erforschung „zu einem entscheidenden Fund, den man schon längst hätte entdecken müssen“ (S. 244). Er erläutert die changierende Bedeutung des Abfalls erstens am Beispiel der „Würzburger Lügensteine“ aus dem frühen 18. Jahrhundert. Indem sie als Fälschung entlarvt wurden, verwandelten sich diese vermeintlichen Zeichen einer ursprünglichen Natur zu Abfall – aber nicht als „Müll, sondern in Monumente eines Abfalls von der Natur, eines Abfalls von Gott“ (S. 246). Das zweite Beispiel sind die „Eolithen“ aus dem Tertiär, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert als Belege menschlicher Existenz in jener Zeitstufe diskutiert wurden. Hier war es ihre mangelnde Einbindung in Siedlungszusammenhänge, also das Fehlen von Abfall, was letztlich den Ausschlag für die Ablehnung ihres Artefaktcharakters gab.

Der dritte Themenblock bringt Beispiele für Dinge als Zeichen in ur- und frühgeschichtlichen und antiken Gesellschaften. Zunächst stellt J. Müller dar, wie sich die dinglichen Zeichen horizontaler und vertikaler Sozialstrukturen im Neolithikum dem heutigen Prähistoriker erschließen. Er kann u. a. Heiratsbeziehungen, „Grenzen zwischen regionalen Identitätsgruppen“, geschlechtsspezifische Übergangsriten auf Gräberfeldern und den Wandel gesellschaftlicher Verhältnisse, ja sogar „Haushaltsidentitäten“ anhand spezifisch dekorierte Keramik im Abfall der Häuser einer Siedlung in Bosnien-Herzegowina erkennen (S. 256 f.). Der Beitrag verzichtet allerdings weitgehend auf eine Kritik der eigenen Interpretationen durchweg mehrdeutiger archäologischer Sachverhalte.

Das gilt noch mehr für M. L. Stig Sørensens Analyse des Prunkgrabes von Leubingen. Sie schätzt die bisherigen Deutungen als zu oberflächlich ein. Bei ihrer Neuinterpretation konzentriert sie sich insbesondere auf die Art und Anordnung der Toten und Beigaben innerhalb der Kammer. Sie liest diesen Strukturen eine im Grab wiedergegebene persönliche, soziale, Produktions- und Landwirtschaftssphäre ab, und der Körper des Kindes quer über dem älteren Mann trenne den eher privaten vom eher öffentlichen Teil des Grabes. Die Deutung mag anregend sein. Die Autorin unterlässt jedoch eine Diskussion der vielen Befundunsicherheiten und eine Plausibilitätsprüfung ihrer eigenen Interpretationsmuster, die in ihren neuen Aspekten m. E. nicht überzeugend, v. a. aber weder falsifizierbar sind noch ältere Deutungen widerlegen.

H. Vandkilde leistet einen Beitrag zur Diskussion über die ökonomische oder symbolische Bedeutung von Metallgegenständen, und zwar am Beispiel frühbronzezeitlicher Ösenringe als „Barren-geld“. Vandkilde meint, dass „economic economy“ und „symbolic economy“ keine starren Gegenpole, sondern miteinander verschränkt seien, und überdies Gegenstände während ihrer Nutzung in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Funktionen haben können. S. Hansen betont anhand bronzezeitlicher Horte ebenfalls die Polyvalenz von Dingen, indem etwa Beile „neben und nacheinander Arbeitsgerät, Waffe, Männlichkeitssymbol, Wertmesser, Tauschobjekt, Barren, bloßer Rohstoff, aber eben auch Opferaxt, Votivgabe, d. h. Sakralgegenstand sein“ können (S. 295).

Einen anderen Aspekt illustriert S. W. E. Blums und R. Aslans Untersuchung eines neuzeitlichen Gebäudes in der Türkei, das als Wohnhaus errichtet wurde, später u. a. als Moschee und schließlich als Schuppen diente. Interessant ist dabei, dass sich von der primären Nutzung keinerlei dingliche Zeugen erhalten haben, was – übertragen auf archäologische Befunde – die Problematik des Schlusses von Funden auf die Nutzung illustriert. Allerdings wurde in dem Haus nicht gegraben, was das Bild wohl verändert hätte.

Die Oevermann'sche objektive Hermeneutik wird durch M. Jung am Beispiel des urnenfelderzeitlichen Entenvogelmotivs veranschaulicht. Zu Recht stellt Jung die Frage, warum gerade die Ente eine herausragende Symbolbedeutung gewann. Er vermutet, dass Affinitäten zwischen Mensch und Tier hier eine Rolle spielen könnten, etwa die Fähigkeit zur stimmlichen Artikulation, die Zweibe-

nigkeit, das Familienleben und der freundliche Gesichtsausdruck des Vogels. Da sie zugleich aber – im Unterschied zum Menschen – fliegen und gut schwimmen konnte, dürfte sie „als eine zwischen Erde, Wasser und Himmel vermittelnde Instanz“ (S. 335) Symbolkraft besessen haben. Diese Versuche, die Botschaft der Ente zu entschlüsseln, sind interessant und originell. Das gilt auch für die Deutung eines faszinierenden römischen Armfragments aus Marmor mit 14 Armringen aus Beirut. S. F. Meynersen macht plausibel, dass die Fülle des Unterarms und der Schmuckringe gleichermaßen Reichtum symbolisieren sollten.

Das Buch ist in hohem Maße interdisziplinär aufgebaut und führt Wissenschaften zusammen, die sich oft kaum zur Kenntnis nehmen. Freilich hätte beim einen oder anderen Aufsatz näher erläutert werden können, welchen Bezug er zum thematischen Rahmen besitzt, und was konkret die vergleichende Einbeziehung bezwecken soll. Die nur lose Klammer, die das Thema „Dinge als Zeichen“ bildet, ist angesichts der vielen involvierten Wissenschaftsbereiche aber verständlich. Es sind ja nicht die so genannten Nachbardisziplinen der Archäologie, die hier zu Wort kommen, von denen der Archäologe üblicherweise vor allem Ergänzung und Vervollständigung der eigenen Arbeit erwartet, sondern sprachlich, erkenntnistheoretisch und paradigmatisch eigenständige Fachgebiete, deren Begegnung mit der Archäologie allen Beteiligten echte Überraschungen und nicht nur Kenntniserweiterung verspricht. Gerade die geisteswissenschaftlichen Arbeiten mit hermeneutisch-sinnverstehendem Ansatz bringen dem Archäologen zu Bewusstsein, wie sehr er selbst mit seinen Interpretationen Teil einer bestimmten kulturellen Welt und Sinnstruktur ist. Diese Erkenntnis kann das Deutungsspektrum und den Hypothesenvorrat der Archäologie durchaus erweitern.

Alles in allem ist es ein bereichernder Band. Er bietet einen guten Überblick zu den Forschungen zum Symbolgehalt von Sachgut, liefert viele Anregungen für andere Untersuchungen und zeigt auch Perspektiven auf, wie die allzu schematischen Deutungsmuster, zu denen theoretische Ansätze oft führen, differenzierteren Bildern weichen können.

Hans-Fallada-Str. 1
D-17487 Greifswald
E-Mail: biermannf@geschichte.hu-berlin.de

Felix Biermann
Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald
Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte